

1990 erschien *Was bleibt* von Christa Wolf. Der Text ist ein Ausschnitt aus dem Leben einer Autorin, die von der Staatssicherheit der DDR überwacht wurde, dies wusste und damit auch leben musste. Dieser kleine Band, als literarische Fallstudie oder auch als autobiographische Erinnerungsarbeit gedacht, entfachte einen „deutsch-deut-

schen“ Literaturstreit. An das Ende des Berichtes hatte Christa Wolf zwei Jahreszahlen gesetzt: 1979 und 1989. Damit wollte sie dokumentieren, dass diese Notizen aus dem Jahre 1979 vor der Veröffentlichung überarbeitet worden waren. Für diese Ehrlichkeit wurde sie schlecht belohnt. Es gab Literaturkritiker im In- und Ausland, die ihr vorwarfen nachträglich ihre privilegierte Rolle in der DDR relativieren zu wollen. Doch bald ging es schon nicht mehr um den „Fall“ Christa Wolf; er war nur der Auslöser einer sehr polemischen, rechthaberischen Diskussion über die Frage, welche literarischen Werke seit 1945 – nach dem Zusammenbruch des „real existierenden Sozialismus“ in der DDR und nach der Verabschiedung kritischer Alternativ-Modelle auch im Westen – noch Bestand haben könnten. Konservative Rezensenten und Schriftsteller sahen ihre Chance gekommen, mit der „linksintellektuellen“ Literatur insgesamt abzurechnen.

Eine Lyrikanthologie aus dem Jahre 1991 hatte den Titel „Grenzfallgedichte“. Das doppeldeutige Wort „Grenzfall“ bezieht sich sowohl auf das historische Ereignis der Grenzöffnung zwischen Ost und West (1989) als auch auf die besondere Situation, im Grenzbereich zwischen zwei Gesellschaftssystemen zu stehen. Reiner Kunze, der 1977 nach einem generellen Schreibverbot in den Westen gegangen war, sah in der „Mauer“ mehr als nur eine bedrohliche Grenzbefestigung; er sprach von der Mauer „in uns“, die sich viel schwerer schleifen ließe:

Die mauer

Zum 3. oktober 1990

*Als wir sie schleiften, ahnten wir nicht,
wie hoch sie ist
in uns*

*Wir hatten uns gewöhnt
an ihren horizont*

Und an die windstille

*In ihrem schatten warfen
alle keinen schatten*

*Nun stehen wir entblößt
jeder entschuldigung*

Volker Brauns Gedicht *Das Eigentum* hatte in der genannten Anthologie noch den Titel *Nachruf*, beide Überschriften treffen den Inhalt des Textes, der Anfang der Neunzigerjahre zu den am häufigsten zitierten und kommentierten gehörte. Volker Braun veröffentlichte ihn 1992 nochmals in seinem „Abrisskalender“ – so der Untertitel – *Die Zickzackbrücke*:

DAS EIGENTUM

*Da bin ich noch: mein Land geht in den Westen.
KRIEG DEN HÜTTEN FRIEDE DEN PALÄSTEN.
Ich selber habe ihm den Tritt versetzt.
Es wirft sich weg und seine magre Zierde.
Dem Winter folgt der Sommer der Begierde.
Und ich kann bleiben wo der Pfeffer wächst.*

*Und unverständlich wird mein ganzer Text
Was ich niemals besaß wird mir entrissen.
Was ich nicht lebte, werd ich ewig missen.
Die Hoffnung lag im Weg wie eine Falle.
Mein Eigentum, jetzt habt ihrs auf der Kralle.
Wann sag ich wieder mein und meine alle.*

Der „Nachruf“ hat einen doppelten Sinn: Er bezieht sich auf die gescheiterten Hoffnungen, wenigstens partiell auch innerhalb des herrschenden Systems Forderungen eines aufgeklärten Sozialismus verwirklichen zu können; und er bezieht sich auf den Gang der Ereignisse seit der Öffnung der Mauer, die mehr vom Umtauschwert der alten Währung als von Gesprächen über eine ebenbürtige gesellschaftliche Annäherung bestimmt wurden. Auch „Eigentum“ im endgültigen Titel hat einen doppelten Sinn: zum einen, was von der eigenen Identität, von der eigenen Vergangenheit noch bleibt; zum anderen meinte es die territorialen und wirtschaftlichen Restbestände eines bankrotten Staates, die meistbietend verhökert wurden. Ähnlich äußerte sich Christoph Hein 1992 in einem Interview, das fast eine erläuternde Paraphrase des Gedichtes von Volker Braun sein könnte: „Mit dem politischen System gingen bestimmte Hoffnungen zu Ende, aber meine Hoffnungen waren auf Veränderungen gerichtet, insofern habe ich etwas verloren, was ich nie besaß.“ Die Hoffnungen kritischer DDR-Autoren auf die Möglichkeit eines dritten Weges zwischen Kapitalismus und Sozialismus einfach mit dem Satz abzutun, sie sollten „bleiben, wo der Pfeffer wächst“ (so 1990 das Originalzitat in einer westdeutschen Zeitung), – dies förderte nicht gerade den Dialog einer deutsch-deutschen Selbstbefragung.

In dem Sonett *Die Festung wächst* aus dem Band *Novemberland* (1993) warnte Günter Grass vor einer neuen Mauer, die sich nicht mehr mitten durch Deutschland zieht, sondern an den Grenzen gegen außen errichtet wird. Er meinte die wachsende Feindlichkeit und rechtsradikale Gewalt gegen Ausländer und Asylbewerber.

DIE FESTUNG WÄCHST

*Liegt brach das Land zum Fraß der Krähenschar.
Der Maulwurf mehrt sich, und verdächtig häufig
sind längs den Zäunen fremde Hunde läufig.
Wir sollen zahlen: auf die Hand und bar.*

*Weil in der Mitte liegend, reich und ungeschützt,
hat planend Furcht ein Bauwerk ausgeschwitzt:
als Festung will Novemberland sich sicher machen
vor Roma, Schwarzen, Juden und Fellachen.*

*Nach Osten hin soll Polen Grenzmark sein;
so schnell fällt nützlich uns Geschichte ein.
Das Burgenbauen war schon immer unsre Lust,
Den Wall zu ziehn, die Mauer zu errichten,
und gegen Festungskoller, Stumpfsinn, Lagerfrust
half stets ein Hölderlin im Brotsack mit Gedichten.*